

Peter Stöger

Fremde – Heimat und der Wert des Erinnerns aus pädagogischer Sicht in Bezug auf Roma, Sinti und Jenische

1. Verortungen und eine Leiter aus Geduld

Heimat ist eine Suche nach einem Ort, um „zuhause zu sein“. Heimat ist wohl ein „Etwas“, wo Menschen Vertrautes finden oder sich ein „Etwas“ vertraut machen, in einer Gemeinschaft wie der der Roma, Sinti, Jenischen etc., in einer Familie, in einer (Seelen-) Landschaft (das kann auch eine er-fahrene Landschaft sein, ganz ohne Romantisierungen).

Heimat heißt auch Vertrautsein in einem Wortklang (z. B. dem der Romasprache), in Farben oder Tönen, in Sitte und Brauchtum, in dem von den Vorfahren Ererbten. Sie berührt die Kultur des Erinnerns und der Gastfreundschaft und damit Innerstes. Manchmal wird Heimat auch „auf Kosten von anderen“ definiert (die Geschichte der Roma, Sinti, Jenischen zeigt es und wird zu einer Geschichte von Ausgrenzung). Auch die Missbrauchsgeschichte von Heimat ist alt. Sollen wir das Wort nicht mehr gebrauchen? Jenes Wort, das wie Gott und die Liebe zu den am meisten traktierten gehört. Aber, wenn wir all die Worte nicht mehr gebrauchen, die schon einmal missbraucht worden sind, dann stehen wir schnell einmal sprachlos da. Über Fremde und Heimat nachzudenken bedeutet auch Trauerarbeit. Geschicht dies nicht, wird „Heimat“ zu einem starren, ausbeuterischen Begriff.

Dazu braucht es dann das Konstrukt der „Fremden“ und die müssen nicht von „auswärts“ kommen. Fremdes und Fremde liegen nur zu oft im „eigenen“ Land (im „Inland“, dort, wo „Ausland“, eli-lanti [= Elend], wo ali-lanti [= Ausland], so scheint es, „nicht mehr da ist“).

Zentral zu rücken gilt es ein Herzstück der Wertepädagogik: die Kultur des Erinnerns. „Begegnung-Vergegnung“ (im Buber'schen Sinne) öffnet Türen, um über Authentizität versus Entfremdung, auch in Bezug auf Roma und Jenische, nachzudenken. In der Tiefe

sind wir eigen-fremd und fremd-eigen, sind wir „eigentlich fremd“. Das Eigene und das Fremde treffen sich in Jedem und sind die Webe menschlicher Existenz.

Das Fremde muss nicht in der Fremde sein, es kann allernächst sein. Hier und anderswo. Auch der Fremde muss nur fern genug sein, dann kann auch der Rom Nachbar oder die Jenische Nachbarin sein. Fremd in der Heimat zu sein, in der Fremde Heimat zu suchen, das begegnet uns als ein uraltes Thema von Erinnerungs-Not und Erinnerungs-Not-Wende. Allemal haben wir es mit Verhüllungen, mit Verschleierung der Memoria zu tun.

Das Fremde, (kulturell) Differente ist besonders oft und gern verhüllt worden. Manche Techniken grell-schein-werfender Beleuchtung tragen zur Verhüllung der Thematik bei. Die „Fremde“ der Roma bzw. der Jenischen hat viele Gesichter. Zum einen ist sie Bild für Ersehntes („Wie schön doch die Romageigen weinen!“) und/oder für gefürchtet Unbekanntes.

Kartographien sind auch eine Memoria der Abmessung von Entfernungen einschließlich aller Vermessenheiten, Sehnsüchte und Ängste nach Rändern hin auszuweiten, um eben diese Ränder als unbekannte Gebiete einheimisch zu machen, sie zu *be*-fremden bzw. sie, eine Variante davon, zu exotisieren, wo keine „kulturelle Differenz“ übergestülpt wird bzw. sympathisch gemacht wird.

So begegnen sie uns, die von einer selbsternannten Mehrheit zu Anderen-, zu Außenseitigen-Gemachten, die different-bestimmten Roma und Jenischen.

Zwischen Außenseitern und Außenseitigen ist eine Differenz. Denn ein Außenseitiger könnte nach dem Innenseitigen zu fragen beginnen, also nach den eigenen Marginalisierungen, etwa im eigenen Land (die Geschichte der Jenischen ist eben ein Stück Wirtschaftsgeschichte), aber auch in der eigenen Person.

Es gibt sie, die weiß-schwarzen schnee-blinden Flecken in der Tiroler Landesgeschichte wie eine „terra incognita“, flirrig, blendend-verblendet-schön und gleißend-hässlich. Weißer Fleck und blinder Fleck scheinen auf Wahlverwandtschaft, jedenfalls auf Berührungsflächen zu deuten.

Bohleber spricht von Vermischungsängsten, das Fremde im Eigenen wahrzunehmen.¹ Nicht nur fremde Andere, auch (ja fast mehr noch) die „eigenen Fremden“ scheinen Angst zu machen. Vorurteilsrasterungen gegenüber Roma und Jenischen illustrieren es.

1 Werner Bohleber, Nationalismus, Fremdenhaß und Antisemitismus. Psychoanalytische Überlegungen, in: Psyche, XLVI (1992), S. 689–709, hier S. 705.

Sie lösen bei manchen Vermischungs-, ja Vernichtungsängste aus. Das trifft je nach konjunkturellen Vorurteilungsschwankungen mal die, mal jene. „Die rassistische Spielart dieser Vermischungsängste hat im nationalsozialistischen Deutschland mit der Vorstellung der ‚Reinheit des Blutes‘“ (...), so Bohleber, „Tod und Vernichtung gebracht.“²

Die Verfolgungsgeschichte gegenüber Roma und Sinti zeigt es. Blindheit regiert eine seelische Schneeblindheit, spricht „fremden“ Roma, Jenischen einen miteinander geteilten heimatlichen Boden ab, dem Gegenüber, was in mir selbst fremd ist. Julia Kristeva gibt zu bedenken: „Fremde sind wir uns selbst.“ Ziegler und Konnonier-Finster schreiben vom österreichischen Gedächtnis (2000) und so spricht denn Peter Gstettner von der Notwendigkeit der „Rückholung des österreichischen Gedächtnisses“³, zu dem konstitutionell und selbst verstanden Roma und Jenische gehören.

Das Eingedenksein hat mit besagter Trauer zu tun. Und wer trauert schon gerne und noch dazu freiwillig, wenn es um Rückholen von Verlorenem, von Innerlichem (von Er-Innerlichem) geht. Da mag sein, dass die „fremdesten Fremden“ noch unvertraut sind.

Der eigene Randständige ist oft schlechter dran als der ferne Fremde, eben weil er dem Gedächtnis näher ferne ist. Die Ausspiegelungen von sehnsuchtsvollem oder abscheulichem Eigenem zu Fremdem hin ist ein altes Thema. Wir bewegen uns an Fragen von Definitionsmächtigkeiten, Diskursen der Macht, an Redesorten, an all dem, was zu schrill, einem zu lähmenden Schweigen abdrängt.

Als besonderes Thema taucht hierbei die Sündenbockdiskussion auf. Ich verweise auf das Werk von René Girard und die Rezipierung bei Raymund Schwager, der an Innsbrucks Theologischer Fakultät gelehrt hat. Es sind gerade jene Ängste, die als „schlummernde Ängste“ bezeichnet werden können, Ängste, die ob ihrer Irrichtigkeit besonders gefährlich sind. Einerseits sind die Ängste geweckt, andererseits werden sie auch wieder beruhigt und durch (oft „oberflächlichste“) Ablenkungen gedämpft.

Menschen, die Kinder stehlen bzw. massakrieren, gehören zur Topposition an Feindbildgenerierung und so überrascht es nicht, wenn dieses Sujet als Diapositiv bei Roma (wie auch bei Juden) auftaucht(e). Hier und an vielen anderen Beispielen zeigt sich: Es gibt Menschen, die geradezu ein Bedürfnis nach Bedrohung haben, so als wäre das ihr

2 Ebd.

3 Peter Gstettner, Lernort Mauthausen? Oder: Gelingt am Ort der Täter und Opfer die Rückholung des österreichischen Gedächtnisses?, in: Elke Renner/Josef Seiter/Johannes Zuber (Hg.), Erinnerungskultur. Zur Rückholung des österreichischen Gedächtnisses, Schulheft, 86 (1996), S. 9–25, hier S. 9.

Lebenselixier. Larcher: „Je schwieriger es wird, Identität und Solidarität zu entwickeln, desto notwendiger werden Feinde.“⁴ Das ist auch einer der wichtigsten Gründe für die Stabilität von Vorurteilen Roma und Jenischen gegenüber.

Vorurteile sind robust und äußerst widerstandsfähig. Je öfter sie gebraucht werden, desto brutal-behaglicher nisten sie sich ein. Völlig resistent sind sie gegenüber Fakten.⁵ Schon Allport, der Vater der Vorurteilsforschung, verwies auf das Bonmot, dass es leichter sei ein Atom zu zertrümmern als ein Vorurteil.⁶ Zudem gilt noch immer das geflügelte Wort von Karl Kraus: „Meine Vorurteile sind gefasst, verwirren Sie mich nicht durch Tatsachen!“ Die Fiktion eines Mehrwert-Seins gegenüber Roma, Jenischen und anderen verschafft solchen, die unter Minderwertigkeitskomplexen (Alfred Adler) leiden, eine gewisse „Höherstellung“ ihrer Person. Ja, Feindbilder scheinen Nährstoff zu sein, der lebendig erhält, dem Leben „Sinn“ und „Aufschwung“ verleiht. Die Vorurteile haben den „Vorteil“, dass die Angst ausgerichtet wird, sodass die Aggression weiß, auf wen sie abzielen kann. Der Feind bekommt in dieser Weise seine Passform, er wird „passend“ gemacht. Die Angst weiß nun, wo sie möglichst günstig „parken“ kann. So paradox es ist, fast scheint es so, als gäben Vorurteile einen heimatlichen Boden gerade dadurch, dass anderen Heimat entrissen ist. Ob die Angst vor dem Fremden eine Variante der Todesangst ist, wenn das Fremdeste vom Fremden eintritt? Aber sagt dann der Volksmund nicht: Jetzt ist sie/ist er „heimgegangen“?

Quasi – diese Todesangstnähe verleiht eine Adhäsionskraft, am Vorurteil zu bleiben, wie an dem berühmten lebensrettenden Strohalm. Oder, wie Metzger es ausdrückt: „Ein Mensch, der einem Vorurteil verfallen ist, verteidigt es wie ein Vogel sein Junges. Es verhält sich, als ob er in Gefahr wäre, etwas Unentbehrliches zu verlieren.“⁷ Und das kann nur das Leben sein. Dem Leben zum Leben zu verhelfen, durch Abbau von Vorurteilen anderen gegenüber kann lebensgefährlich sein. Die selektive Auf- bzw. Unaufmerksamkeit Jenischen, kurzum Anderen gegenüber (warum immer sie anders sind als die Anderen scheinbar nicht anders sind) ist Part, um änderungsresistent zu bleiben, denn alles andere könnte ja bedrohlich werden. Am Rande: Es waren auch die Hebammen, die in der Zeit der Hexenverfolgung besonders gefährdet waren.

4 Dietmar Larcher, *Fremde in der Nähe. Interkulturelle Bildung und Erziehung im zweisprachigen Kärnten, im dreisprachigen Südtirol, im vielsprachigen Österreich, Klagenfurt/Celovec 1991*, S. 52.

5 Lars-Eric Petersen/Bernd Six, *Stereotype, Vorurteile und soziale Diskriminierung. Theorien, Befunde und Interventionen*, Weinheim/Basel 2008, S. 271.

6 Gordon Willard Allport, *Die Natur des Vorurteils*, Köln 1971, S. 11.

7 Wolfgang Metzger, *Vom Vorurteil zur Toleranz*, Darmstadt 1976, S. 31.

Engstens mit alledem verknüpft ist das Thema der Stigmatisierungen von Roma, Sinti und Jenischen. Wertvolles hat auch Dietmar Larcher beigetragen. (Für die Jenischen tat es z. B. in besonderer Weise Romed Mungenast.) Tatsächlich gibt es konjunkturelle Vorurteilsschwankungen (je nach politischer Großwetterlage), und Jean Paul Sartres Bemerkung: „Gäbe es keine Juden, müsste man sie erfinden“, ließe sich auch auf Roma abwandeln. Vorurteilsbeharrung ist eine Variante extremer Lieblosigkeit, aber sie scheint für lieblos gewordene Menschen, die ihre Liebe nur mehr parzelliert oder überhaupt nicht mehr weitergeben können, elementare Lebens-, ja Überlebensbedürfnisse zu befriedigen. Eingeschliffene Wahrnehmungsmusterungen verhindern das Ankommen sachlicher, das Leben befreiender Informationen über Roma und Jenische. Diese Musterungen sind uralt und können oft darauf verweisen, wo ein Kind einmal innerseelisch im Exil war. Allemal sind die drei Stränge gebündelt: Sündenbock, Stigmatisierung und Vorurteil. Dichten tun ja nicht nur die Dichter, sondern auch die Klempner. Besonders gut dichten, dicht-machen können die Vorurteilsträger, denn sie dichten sich selbst ab von einer ernannten fremden Umgebung von Roma und Jenischen. Sie machen dicht, um ihre eigene Heimat „auf Kosten von“ zu retten. Das Bewusstsein ist solcherart „für neue Erfahrungen ‚abgedichtet‘“.⁸

Dies alles nun gemahnt, die Erinnerungskultur als einen Kern pädagogisch sinnvollen Handelns zu erachten. Notwendig ist es auch, niederschwellige Angebote zu schaffen, Nachbarn einzuladen, Hilfe zu leisten, im Arztzimmer zu reden, den Dialog von unten her, freilich auch mit einem Höchstmaß an Frustrationstoleranz bauen zu helfen, niemals die „Leitern aus Geduld“ (Rumi) zu vergessen. In dem Maße als es gelingt, dass ein Vorurteilsträger lernt, eigene Wünsche, Sorgen, Ängste, Verlassenheiten zu buchstabieren, ist ein Funke Hoffnung gegeben, „die Blindheit aufzuhellen, die nur zu oft die Grundlage unserer Selbstsicherheit ist“.⁹

Tiefstliegende Ohnmachtserfahrungen werden gerne mit Allmachtsphantasien kompensiert, allmächtig zu sein, die „bösen Roma, Jenischen etc.“ hinauszujagen. Tiefstliegende Kränkungen kompensieren sich durch den Groll, ja durch den Vernichtungswunsch diesen Anderen gegenüber (was immer, wie erwähnt, das heißen mag, dass ein Anderer, ein Rom, ein Jenischer nun anders sei). Offen liegt: Frühe und früheste Erfahrungen an

8 Hans Nicklas/Änne Ostermann, *Vorurteile und Feindbilder*, München/Wien 1976, S. 39.

9 Ebd. S. 41.

Erziehungsmustern sind oft vorurteilsgenerierend. Ahlheim fasst es zusammen: „Vorurteile kommen nicht von allein.“¹⁰

Selbstbesinnung und auch Trauerarbeit wären angesagt, erst dann kann so etwas wie Frohsein am Leben durchbrechen, kann dem Leben zum Leben verholfen sein. Jemand, der dies tat, war Professor Karl Stojka, Österreichs bekannter Romakünstler, der vor einigen Jahren uns zugesagt hatte, bei seiner Ausstellungseröffnung an der Universität Innsbruck dabei zu sein. Er starb wenige Wochen vor der Eröffnung. Es wurde eine Gedenkausstellung. Mit vierzehn Jahren hatte er bereits drei Konzentrationslager überlebt (er war als Elfjähriger aus dem Klassenraum heraus verhaftet worden), und doch strahlte er einen unbändigen Willen aus, dieses unser gemeinsames Leben durch Farbe, durch Zuspruch und durch Solidarität gedeihlicher und bunter werden zu lassen.

2. Die Jenischen

Wer sind sie, die Jenischen (in Tirol), despektierlich oft, ja meist „Karrner“ oder T(D)örcher oder auch (besonders im Raum Telfs) Lani(n)ger (die Lahn, gut genug, um gerade noch in „lanige“, d. h. lawinengefährdete Striche hineinbauen zu dürfen) genannt. Es waren und sind verarmte Landsleute, die, temporär oder auch für immer in erster Linie aus dem armutsgefährdeten Vinschgau kommend, sich in Nordtirol angesiedelt haben. Auf dem Karren war alles Hab und Gut. Der Karren wurde von den Ärmeren unter den Armen selbst gezogen. „Wohlhabendere“ hatten ein Pferd vorgespannt. Die Wanderschaft innerhalb Tirols begann meist im Frühjahr. Die Routen gingen von Telfs, Mötztal, Haiming nach Nassereith und Reutte. Dort zweigten die Wege nach Oberbayern, nach Württemberg und ins Schwabenland ab. Eine weitere Route ging über den Arlberg nach Bludenz Richtung Bodensee. Dort trafen sie sich. Fremd waren sie nicht nur im fremden Land, fremd waren sie vor allem im eigenen Land. Im Ausland verdingten sie sich saisonal als Holzfäller, Flößer, Käsezieher, Kupferschmiede, Glasarbeiter usw.

In Tirol zog man vor allem in den bevölkerungsdichteren Gegenden, in der Inntalfurche umher, dort herrschte freilich auch Armut. Manche hatten nur ein „Loatawagele“, manchmal einen Hund vorgespannt. Spannungen waren vorprogrammiert, Vorurteile ta-

¹⁰ Klaus Ahlheim/Bardo Heger, Vorurteile und Fremdenfeindlichkeit, Handreichung für die politische Bildung, Schwalbach 1999, S. 8.

ten ihr Übriges. „Streiten wie die Karrner“, ein Ausdruck, der zum Standardrepertoire manches „gestandenen Tirolers“ gehört. Sie flickten Pfannen und Regenschirme, betätigten sich als Tagelöhner und Hausierer ... Sie blieben zwei, drei Tage und fuhren ab. Taten sie es nicht schnell genug, „fuhr“ man „mit ihnen ab“. Manch einer bettelte. Gelagert wurde in ganz Tirol an verstreuten Plätzen – oft auch in Höhlen. Gerald Nitsches Atelier im „Karrnerwaldele“ (Landeck) erinnert daran. Die meist frequentierten Lagerplätze waren das Inzinger Moos, die Mötzer Klamm, die Schli(e)renzau in Haiming und Brennbiel bei Imst. Mit viel Glück fanden die Jenischen auch Arbeit – oft bei Bauern. Dann kam es – selten genug – vor, dass sie im Stall übernachteten durften. Mit der Gründung einer neuen Familie galt es, selbstständig zu werden und einen neuen Karren zu beziehen. Der Großteil der Arbeitsfähigen verließ im Frühjahr den Winterplatz und zog als Saisonarbeiter weg. Die Rückkehr war zu Herbstende. Beliebt war der Tauschhandel. Gerne wurden bspw. Flechtarbeiten und Körbe gegen Fett oder Schmalz eingetauscht. Auch Dienstleistungen wie Äpfelpflücken waren im Angebot. D. h., so manche taten dies, was in Südtirol die verballhornten „Marocchini“ oder polnische Saisonarbeiter tun.

Die Jenischen waren überwiegend aus den Dörfern Stils, Prad, Tartsch und Laatsch nach Nordtirol gekommen. Das überbevölkerte Stils war das klassische Fuhrmännertorf. Umstände der Verarmung waren die Auflassung der Bergwerke, der Franzoseneinfall (1799), später der Verkauf des Schmelzwerkes in Prad durch die Bayern (1805). Ein Übriges tat der Dorfbrand 1862. Wichtige Kontakte blieben bestehen und so kamen viele im Winter zurück nach Hause. Die sesshaft Geblienen, die „Einheimischen der Einheimischen“ betrachteten sie meist scheel. „Draußen“ waren sie nicht zuhause und „drinnen“ auch nicht. Manches erinnert an die nicht unbedingt freundlich „Almanci“ (die Deutschen) genannten Migranten, wenn sie auf Heimaturlaub in der Türkei sind.

Über die Herkunft der verarmten Landsleute gibt es verschiedene, z. T. sehr ungläubwürdige Theorien (z. B. sie wären ein Unterstamm der Roma).¹¹ Sie sind im Gesamten gesehen, denn Verarmte gab es auch anderswo, mitteleuropäischer Herkunft. Zu ihrem Schutz entwickelten sie eine konstitutiv eigene Sprache, das „Jenische“. So konnten sie sich mit ihresgleichen in Mitteldeutschland, in Tirol oder in Niederösterreich und anderswo verständigen. Z. B. kennen wir die Wörter Hegel (Männer), Pille (Heustadel),

11 Waltraud Kreidl, Karrner, in: Erziehung heute, 4 (1990), S. 8–12, hier S. 10f.

Gosch'n (Mund), Frotz'n (Kinder), Wix (Schläge), Grindt (Kopf), neathn (schwer arbeiten), Kohldampf (Hunger).¹²

In der Sprache der NS-Zeit wurden Jenische – wie die Bettler, die sogenannten Landstreicher, Landfahrer und die „Zigeuner“ – als „Volksschädlinge“ bezeichnet. So wie viele Roma und Sinti wurden auch Jenische zur „vorbeugenden Verbrechensbekämpfung“ verhaftet oder kamen „auf Transport“.¹³ „Mit verbrecherischer Akribie wurde ein sogenanntes ‚rassenbiologisches Material‘ Zug um Zug überprüft.“¹⁴ In der Erforschung dieser Umstände hat Elisabeth Grosinger wichtige Arbeit geleistet.¹⁵

Ansässig wurden Jenische erst im Zuge der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung.¹⁶ Repressionen taten ein Übriges. In der Schweiz sind Jenische in einem Dachverband zusammengeschlossen, ihre Zeitung heißt „Scharot!“ (Wohnwagen). Die Menschenrechtsverletzungen an ihnen sind unübersehbar. Eine unrühmliche Rolle spielte dabei die Schweizer „Pro Juventute“. Sie stand dahinter, dass zwischen 1926 und 1972 mehr als 700 Kinder den Eltern entrissen und in Heime gebracht wurden (aufschlussreich ist die Verfilmung „Kinder der Landstraße“). Auch hier gilt der viel zitierte Satz: „Eine Gesellschaft ist immer nur so gut, wie sie sich ihren Minderheiten gegenüber verhält.“¹⁷

In den Vorurteilkategorien der „Eingesessenen“ (der auf ihre Vorurteile Versessenen und von ihnen nur zu oft Besessene) galten sie als arbeitsscheue Landstreicher. Das Wissen um sie – auch das historische und wirtschaftssoziologische Wissen über Ursachen, sich den Lebensunterhalt so und nicht anders verdienen zu können – ist gering. Zudem: So manche(r) verwendet das Schimpfwort „Karrner“ und weiß gar nicht, welches Wort er/sie gebraucht. Verhängnisvoll ist eine bald nach dem Krieg erschienene, dem Sprachgebrauch in der NS-Zeit verwandte Schrift von Armand Mergen: „Die Tiroler Karrner“. Der Untertitel ist verräterisch: „Kriminologische und kriminalbiologische

12 An dieser Stelle sei auf die sprachwissenschaftlichen Untersuchungen von Heidi Schleich in ihrem Standardwerk verwiesen: Heidi Schleich, *Das Jenische in Tirol. Sprache und Geschichte der Kärner, Laninger, Dörcher, Landeck* 2003.

13 Kreidl, Kärner, S. 9.

14 Ebd.

15 Elisabeth Maria Grosinger, *Rassenhygiene – eine „politisierte Wissenschaft“ – mit HauptAUGENmerk auf die burgenländischen ROMA*. Frankfurt a. M. u. a. 1998; dieselbe, *ROMA und JENISCHE im SPIEGEL ihrer Zeit – eine vergleichende Studie*, Dissertation, Innsbruck 2003; dieselbe, *Erfahrungen und Erlebnisse einer Nichtromni mit Roma im Burgenland*, in: *Kontakte*, XIV, 2 (1996), S. 32–53.

16 Gerald Kurdoğlu Nitsche (Hg.), *Brücken. Ein interkulturelles Lesebuch. 1. bis 4. Klasse Hauptschule und allgemeinbildende höhere Schule*, Wien 1995, S. 42.

17 Paul Rösch, zitiert in: Annamaria Grüner, *Heimat – unter besonderer Berücksichtigung der Bergbauern- und Bergbäuerinnensituation im Vinschgau (Überlegungen zu Identität und Tradition)*, Diplomarbeit, Innsbruck 1995, S. 98.

Studien an Landfahrern (Jenischen)“, 1949 in der Reihe „Studien zur Soziologie“ in Mainz erschienen.

Nennenswert sind einige Ansätze – vor allem auf literarischem Gebiet, so bei Romed Mungenast aus Zams – die Kultur der Jenischen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Die Zeitschrift „Erziehung heute“ (Innsbruck) widmete 1990/4 ein Heft diesem Themenschwerpunkt.

Man glaubte, durch die weitgehende Erschwernis von Ehen unter den so betitelten „Karrnersleuten“ Kultur und Lebensweise zum Verschwinden bringen zu können. So konnte z. B. der trauende Priester ohne behördliche Bewilligung das Eheversprechen nicht abnehmen. So mancher zog es vor, mit seiner Braut nach Rom „auszureißen“, um dort zu heiraten, weil diese Eheschließung außerhalb der Bewilligungsverpflichtung stand.

Mit dem Erwerb von Grund und Boden wurden Jenische sesshaft. Einige (wenige) blieben Fahrende ohne festen Wohnsitz. Sie waren es dann auch, die an den eigenen Gebräuchen in besonderer Weise festhielten.

Nach dem Ersten Weltkrieg sind viele ausgewandert. Die im Land Tirol Verbliebenen sahen sich ab 1938 mehr und mehr gezwungen, ihre bisherigen Wandertätigkeiten aufgeben zu müssen, etwas, was sie – nicht nur in Tirol – mit den Roma teilten. Nun mussten sie meist in abgewohnten Quartieren Wohnung nehmen. Die ursprünglichen „Karrner“ wurden schnell mit anderen Mitbewohnern der sozialen Unterschicht in einen Topf geworfen. Sie waren allesamt „Karrner“ oder „Rattler“ – (ein schimpfliches Innsbrucker Wort). Schon früh wusste ein Innsbrucker oder ein Telfer Kind, dass es sich mit diesen aus dem Pradler Saggen, aus der Reichenau oder aus Moos vor Telfs nicht anfreunden dürfe.

Sein Lebenscredo fasste Romed Mungenast in dem Gedicht „An Dich, mein Leben“ zusammen, das er anlässlich der Verleihungsfeier zu seinem Professorentitel vorlas. In einem Passus heißt es:

Das Loch im Grenzzaun entdeckte ich zufällig,
und meine Neugier – war grenzenlos.
Auf allen vieren kroch ich durch
und meine Seele schaute gelobtes Land.

3. Von Roma und Sinti

Noch einige Bemerkungen zu Roma und Sinti – skizzenhaft und atmosphärisch. Eine Südtirolerin schrieb mir von der Schulzeit:

In der Mittelschule besuchten wir Kinder mit einer Lehrerin das Zigeunerlager bei Brixen, wir unterhielten uns mit den Leuten. Es nahm mir einen Teil der Angst, und gleichzeitig verloren sie auch etwas von ihrer Faszination, die sie für mich gehabt hatten. (I. P.)

Hier steht ein Mehr an Information dem wohligen Gefühl an Exotismus entgegen. Das Verhältnis der Tiroler zu den Sinti und Roma zeigt die ganze Vorurteilspalette, jemanden fremd zu machen und auf das Fremde hin ein- bzw. auszugrenzen. Noch 1978 konnte in der „Tiroler Tageszeitung“ unter dem Titel „Gegen Zigeuner und Schmutz“ folgende Notiz erscheinen:

Über 100 Geschäftsleute, Hoteliers, Gastwirte und andere Meraner Bürger haben an den Bürgermeister ihrer Stadt eine Petition gerichtet, damit er Maßnahmen gegen Zigeuner, Hundeschmutz und andere Vorkommnisse ergreife, die die Meraner Innenstadt verunzieren.¹⁸

Die Geschichte der Roma ist eine sich durch Jahrhunderte heraufziehende Geschichte des Bemühens, die Identität und Eigenständigkeit zu bewahren. Es ist aber auch eine Geschichte der Verfolgung, des Nicht-Verstehens und des absichtlichen Miss-Verstehens seitens derer, die die Definitionsmacht in Anspruch nehmen zu bestimmen, wer zu einer Mehrheit und wer zu einer Minderheit gehörig ist. Immer wieder gab und gibt es Versuche, Roma und Sinti in die „Zivilisation“ – was eben diese Mehrheit darunter versteht – einzubinden. Ihre Kultur wurde/wird als primitiv erachtet. „Vertreibung und Verfolgung wurden vom Zwang zur Selbsthaftigkeit und Assimilation abgelöst.“¹⁹ Alle Maßnahmen waren Regulative, um ihre persönliche Souveränität im Keim zu ersticken. Am Beispiel der Minderheiten lässt sich gut ablesen, dass der koloniale Mechanismus nicht nur in

18 Tiroler Tageszeitung, 23.2.1978, S. 3.

19 Martha Verdorfer, „Wehren hast du dich nicht können ...“. Der nationalsozialistische Völkermord an Sinti und Roma, in: Skolast – Zeitschrift der Südtiroler HochschülerInnenschaft, XXXIX, 3–4 (1995), S. 16–22, hier S. 17.

die Ferne ging, sondern auch intern – innerhalb der Machtbereiche der Herrscher und Landesfürsten – Geltung und Wirkung hatte. Kolonialismus ist somit nicht exportiert worden. Er ist vielmehr ein strukturelles Prinzip von Mehrheiten gegenüber Minderheiten (geblieben) – einschließlich der damals wie heute gültigen und auch die Roma berührenden Globalisierungstendenzen.

Es gibt einen traurigen Innsbruck-spezifischen Aspekt: Die „Rassenhygienische und Erbbiologische Forschungsstelle des Reichsgesundheitsamtes“ Tiergartenstraße 4 in Berlin unter der Leitung des Psychiaters Robert Ritter hatte in der Müllerstraße in Innsbruck eine Dependence. „Forscher“ leisteten dort kooperative Arbeit für die späteren Sterilisationspläne und Einweisungen für die Sonderbehandlung als „Volksschädlinge“.

Im Folgenden die Einschränkung auf einige wenige Spezifika: Der „Zigeunererlass“ vom 8. Dezember 1938 ordnete die Registrierung der Roma und Sinti für den weiteren Erkennungsdienst an. Sie hatten sich einer „rassenbiologischen Untersuchung“ zu stellen. Ein 1939 gegebener „Umsiedlungserlass“ (zirka 30.000 Roma und Sinti sollten nach Polen deportiert werden) wurde vorerst durch den Krieg durchkreuzt. Tatsächlich kamen sie dann, die Transporte in die KZ's.

1938 lebten rund 11.000 Roma und Sinti (Sinte) – zirka 8.000 Roma und 3.000 Sinti – in Österreich.²⁰ Mit dem „Anschluss“ wurden alle Regelungen auch für die österreichischen Roma und Sinti wirksam. Viele wurden im Juni 1939 im Rahmen einer konzentrierten Aktion in die Konzentrationslager Dachau und Ravensbrück deportiert, aber auch in den eigens für „Zigeuner“ errichteten Sammellagern inhaftiert, z. B. in Hopfgarten im Brixental. Im Frühjahr 1943 begannen die Transporte nach Auschwitz. Dort, im Birkenauer Zigeunerlager, waren zwischen dem 31. März 1943 und dem 2. August 1944 2.900 österreichische Roma und Sinti inhaftiert (42 Prozent davon waren Kinder). Einige wenige wurden vor Auflösung dieses Lagerabschnittes für Arbeitseinsätze selektiert. Insgesamt haben maximal 1.000 bis 1.500 österreichische Roma/Sinti die NS-Verfolgung überlebt.²¹

Nach der Einrichtung eines polizeilichen Durchgangslagers in Bozen wurden dort – ab Sommer 1944 – auch Roma und Sinti interniert. Dieses Lager war praktisch ein

20 Erika Thurner, Sinti und Roma wollen heute in Österreich leben, in: Sturzflüge, 5, Beiheft zu 18 (1987), Themenheft: Vorurteile in Tirol, S. 53–60, hier S. 54.

21 Mirella Karpati, Der Völkermord an den Zigeunern, in: Mirella Karpati (Hg.), Sinti und Roma. Gestern und heute. Rom/Bozen 1993, S. 38–70, hier S. 46. Durch spätere Forschungen wurden Deportations- und Todesziffern nach oben korrigiert. Vgl.: Historikerkommission der Republik Österreich (Hg.): Florian Freund/Gerhard Baumgartner/Harald Greifeneder, Vermögenszug, Restitution und Entschädigung der Roma und Sinti, Wien 2002, S. 49–54.

Sammellager, es war nur für kurzfristige Anhaltungen geplant. Die, die hierher gebracht wurden, Juden, Roma und Sinti, wurden sehr bald in die Vernichtungslager abgeschoben. Ganze Familien warteten in diesem Vorhof der Vernichtung. Nicht nur Südtiroler betraf dies. Auch Romafamilien aus den übrigen Teilen Italiens und spanische Roma waren in Bozen eingesperrt.

Thurner schreibt, dass viele Südtiroler Sinti im Grenzgebiet zu Österreich verhaftet worden sind:

Für sie begann der Holocaust auf österreichischem Gebiet. Sie wurden zunächst ins Zigeunerlager Lackenbach/Burgenland verschleppt und später von dort in die Konzentrations- und Vernichtungslager im Osten deportiert. Viele haben nicht überlebt.²²

Die meisten Roma und Sinti kamen in Chelmno (Kulmhof) und in Auschwitz, wo das „Zigeuner-Familienlager“ berühmt-berüchtigt war, um. In diesem Familienlager war die Todesrate wegen der hygienischen Bedingungen besonders hoch. Roma und Sinti wurden separat untergebracht.

Im wissenschaftlichen Diskurs, auch im literarischen Bereich, befassen sich mit Tirolbezug zu den Roma bzw. Jenischen u. a.: Beate Eder-Jordan, Erika Thurner, Elisabeth Grosinger, Roman Spiss, Heidi Schleich, Oliver Seifert, Horst Schreiber, Martha Verdorfer, Mirella Karpati, Claudia Pergher, Romedius Mungenast, Paul Rösch, Luis Zagler, Luis Stefan Stecher und Gerald Kurdoğlu Nitsche mit seinem „EYE Literaturverlag – Literatur der Wenigerheiten“.

Nach 1945 blieb die Geisteshaltung den vernichteten Minderheiten gegenüber bei vielen gleich. Der Schoß blieb fruchtbar. Die „Anderen“ als Sündenböcke taxiert, um nicht zu sagen hofiert, jagen Angst ein – so wollen es manche (schäbig genug Politiker und Medien) glaubhaft machen. „Nur sehr widerwillig und mit großer Verspätung wurden sie als Opfer des Faschismus anerkannt, einigen wurde diese Anerkennung auch total verweigert.“²³

Die Opferanerkennung nach dem Krieg war sehr schwierig. KZ-HeimkehrerInnen wurde viel Misstrauen entgegengebracht. Bewusstseinsbildungsprozesse dem gegen-

22 Erika Thurner, Die nationalsozialistische „Zigeunerlösung“ in der sogenannten „Ostmark“, in: Mirella Karpati, Sinti und Roma. Gestern und heute, S. 71–89, hier S. 71.

23 Martha Verdorfer, „Wehren hast du dich nicht können...“, S. 20.

über, was geschehen war, blieben weitgehend aus. Manche meinten da, die Roma seien präventiv eingesperrt worden, damit sie nichts anstellen.

Erst in den 1960er-Jahren wurden Wiedergutmachungs(!)renten in Österreich – und Deutschland – eingeräumt. Viele hatten Scheu vor der Bürokratie und suchten gar nicht an oder sie waren bereits gestorben. Damit hatte man natürlich kalkuliert. Langsam schlossen sich Roma und Sinti zusammen, um gemeinsam für Wiedergutmachung zu kämpfen. Manche sogenannte NS-Fachleute für Roma und Sinti konnten nach 1945 (z.B. als Ärzte) weiterarbeiten. Das Unrechtsbewusstsein scheint erst heute – mit der Enkelkindergeneration – größer zu werden. Dass es zugleich ein Anwachsen an Neonazi-Aktivitäten gibt, ist kein Widerspruch. Es bestätigt lediglich die Zunahme von an sich widersprüchlichen Bewegungen. Unsere Zeit ist vielfach durch die Beschleunigung von Gegensätzlichkeiten gekennzeichnet. Die Enkelkindergeneration von Roma und Sinti ist zunehmend an der Wahrheitsfindung dessen, was zur Zeit ihrer Großeltern passierte, interessiert. Nach 1945 war das neue Dogma ein wirtschaftliches: „Wiederaufbau“. Da blieb für das pädagogische Anliegen „Bewusstseinsbildung“ kein Platz.

Claudia Pergher hat sich eingehend mit der Situation der Sinti und Roma in Südtirol beschäftigt. Die meisten leben im Talkessel von Bozen, kleinere Gruppen in Meran, Brixen und Eppan. Insgesamt dürfte es, schreibt Pergher 1996, 360 Sinti in Südtirol geben („Einheimische“, haben sie die italienische Staatsbürgerschaft). Dazu kommen, hauptsächlich im Raum Bozen, rund 400 Roma aus Mazedonien und Bosnien-Herzegowina.²⁴

Bei den Aufteilungsplänen 1995 war wieder einmal Meran um seinen Ruf als Kurstadt besorgt. „Beim ‚Aufteilungsplan‘ werden nicht auf einem Reißbrett Figuren verstellt, sondern Kinder weggezerrt, Mütter und Väter in Polizeiautos geschoben, armselige Hütten, die doch ein Stück Heimat waren, niedergerissen, kleine Welten zerstört.“²⁵

1993, die Anerkennung der Roma in Österreich als Volksgruppe. In Südtirol passierte Skandalöses: Stadtrat Atz schaffte „nicht trotz, sondern dank seines Satzes vom ‚Derschlagen und Vergasen‘ der Zigeuner den Sprung in den Landtag (...)“²⁶, er fährt zugleich den zweithöchsten Vorzugsstimmenanteil seiner Partei ein.

24 Claudia Pergher, An den Rand gedrängt. Die Kontinuität der Verfolgung und Diskriminierung der Sinti und Roma in ihrer Geschichte im allgemeinen und in ihrer Gegenwart in Südtirol im besonderen. Von Ängsten, Vorurteilen und möglicher Begegnung, Diplomarbeit, Innsbruck 1996.

25 Hans Karl Peterlini, zitiert in: Pergher, An den Rand gedrängt, S. 38.

26 Verdorfer, „Wehren hast du dich nicht können ...“, S. 21.

Die Ortsgruppe Bruneck der „Freiheitlichen“ schreibt zur Bürgermeisterwahl 1995 „Wollt ihr (...) kein Zigeunerlager (...) – die Lösung der Parkprobleme (...) – keinen ständigen Verkehrsstau – einen besseren Skibus (...), dann wählt (...)“.²⁷

Sinti tauchen auf als „Gemeindeproblem“ in einer Reihe mit Skibus, Parkproblemen und Verkehrsstau ... Es erinnert so sehr an die eingangs erwähnte Notiz aus der Tiroler Tageszeitung. Gerne und immer wieder wird von Tirol als künftiger Europaregion gesprochen. Dieses „Europa im Kleinen“ scheint aber intern dichte Grenzen zu haben.

Ein Romaschicksal, mit Tirol verbunden, ist Sidonie Adlersburg. Ihr hat Erich Hackl „Abschied von Sidonie“ gewidmet. Er schildert das kurze Glück bei „arischen“ Pflegeeltern. Sidonie kam, den Eltern geraubt, in das Barackenlager „Kühle Luft“ nach Hopfgarten. Dort war Sidonies Mutter Maria Berger, staatenlos, ledig, ohne Beruf. Beide kamen über Innsbruck nach Auschwitz. Die Pflegemutter meinte: „Das ist so ein Herzweh. So ein Herzweh ist das.“²⁸ Pflegevater Hans Breirather starb 1989.

Auschwitz: Ein Beispiel für die Wahrnehmung des Fremden durch die Brille eingeschliffener Vorurteile (symptomatisch für grenzenlosen Zynismus), aber auch ein Dokument für vernichtenden Paternalismus – der selbst das grellste Entsetzen noch freundlich umschreibt – lieferte Rudolf Höß. In seinen „Erinnerungen“ heißt es:

Ich habe bei den Zigeunern nie finstere, haßerfüllte Blicke beobachtet. Kam man ins Lager, so kamen sie sofort aus ihren Baracken, spielten ihre Instrumente, ließen ihre Kinder tanzen, machten ihre üblichen Kunststückchen. Auch Krankheit und die hohe Sterblichkeit nahmen sie nicht so tragisch. (...) Sie spielten gerne, auch bei der Arbeit, die sie nie ganz ernst nahmen. Trotz der widrigen Verhältnisse hat das Gros der Zigeuner, so viel ich beobachten konnte, psychisch nicht besonders unter der Haft gelitten, wenn man von dem nun gefesselten Wandertrieb absieht.²⁹

Höß blickt zurück – kein Grauen, nur „Wehmut“ ... Fast bekommt das Grauen eine Romantik, fast kommt Nostalgie auf. Wie konnten nur die Russen diese liebe Welt von Höß und Mengele durcheinander bringen und „die lieben Nachbarn“ auch noch befrei-

27 Bürgermeisterwahl 1995, ungezeichnete Wahlschrift der Ortsgruppe Bruneck „Der Freiheitlichen“, fotomechanisch vervielfältigt 1995, ohne Paginierung.

28 Erich Hackl, Abschied von Sidonie, Zürich 1989, S. 120.

29 Rudolf Höß, zitiert in: Verdorfer, „Wehren hast du dich nicht können ...“, S. 19.

en! Auch nach dem Zusammenbruch blieb Höß bei seinen Vorurteilen, waren es doch so „liebe Leute“, die er in den Tod schickte. „Der Zynismus dieser Sichtweise hat eine Kontinuität, die über 1945 hinausreicht, ja geradezu bestimmend ist.“³⁰

4. Die leise Stimme

Wir haben von all dem nichts gewusst. So heißt es oft. Das wird – an der Oberfläche betrachtet – auch stimmen. Denn etwas wissen heißt, sich für etwas interessieren. Interessierte sich die Mehrheit, über Roma und Sinti, über Jenische, verschwundene Behinderte oder über Juden etwas in Erfahrung zu bringen? Das Nicht-Wissen hat mit Nicht-Wissen-Wollen zu tun. Es gibt eine selektive Aufmerksamkeit, gesuchtes Wissen in Erfahrung zu bringen. Und es gibt eine selektive Unaufmerksamkeit, ungewolltes Wissen nicht in Erfahrung bringen zu müssen. Wir wissen heute, dass es sehr wohl Informationskanäle gab.

Eine tagespolitisch aktuelle Situation soll noch zur Sprache kommen: Es gibt ein Feindbildszenarium, das Roma, insbesondere aus Rumänien, in ein schiefes Licht rückt, in der Art, es seien Bettlerbanden, die die Innsbrucker Notschlafstelle belagern. Roma würden ihre Kinder zum organisierten Betteln einschleusen und dubiose Gewinne einstreichen ... Bei allem, was auch, aber eben nur auch, schiefäuft, ist Jussuf Windischer beizupflichten, wenn er sagt, dass Rassismus keine Antwort auf Notstände und „Hetze gegen Roma kein Problemlösungsansatz“ ist.³¹

Wie stellt sich die Situation, die sich auch in Tirol widerspiegelt, dar? Roma aus Frankreich, der Slowakei, aus Italien werden drangsaliert und vertrieben. Besonders arg ist die Feindseligkeit der im ungarischen Parlament vertretenen Jobbik-Partei (Jobbik heißt „die Besseren“), auch die Mehrheitspartei „Fidesz-Partei“ fährt eine offen romafeindliche Linie. Eine triste Arbeitssituation und eine Vertreibungspolitik gegen Roma sind die dunklen Farben in einem Europa, das sich selbst entwürdigt. Und dieses ausgehöhlte, mit Materialismus vollgestopfte, zugleich aber auf hohem Niveau armutsängstlich gewordene, vielfach seiner Werte entkernte Europa spiegelt sich auch in Tirol.

Ja, Roma kommen nach Innsbruck, sie mieten sich Autos oder Busse und verkaufen

30 Verdorfer, ebd.

31 Aussendung der Initiative Minderheiten vom 30.11.2010.

den „20er“ (eine Obdachlosenzeitung), damit können sie über Wochen ihre Familien in der Slowakei und in anderen Orten ernähren. Eine Delegation des Integrationshauses in Innsbruck hat sie bereits in ihren Heimatdörfern besucht. Die Chancen, in den Herkunftsländern bestehen und überleben zu können, sind vielerorts, nicht nur in der Slowakei, rapid gesunken. Die Hemmschwelle des Rassismus gegenüber den Roma ist niedrig geworden. Leserforen sind voll davon.

Aber nur Jammern? Das Integrationshaus hat den Roma einen Wohncontainer zur Verfügung gestellt, weil es um all die Verelendungen weiß. Ich zitiere noch einmal Windischer, den früheren Leiter: „Primitive verurteilende Verallgemeinerungen und Vorurteile sind der Anfang des Rassismus. Rassismus ist ein schreckliches Gift für unsere Gesellschaft. Im Namen der Rasse wurden Roma, Sinti und Juden schon einmal ermordet.“³²

So gibt es sie, die Stimmen der Vernunft, der Mitmenschlichkeit und der Solidarität. Eine dieser Stimmen dürfen wir weiter tragen. Sie stammt von dem 2010 verstorbenen Lyriker Ilija Jovanović. Er hat sie in der „Initiative Minderheiten“ und im „Verein Romano Centro“ und weit darüber hinaus eingesetzt.

Viele Stimmen sind in ihrer Tonart leise wie der beginnende Advent. Sie weben sich in die Flocken dieser Tage, weben sich als Silbersternchen hinein. Es sind Stimmen, die wissen, woher sie kommen. Denn, wie nannte es der spanische Roma-Dichter José Heredia Maya? „Yo nací hace milenios“ / „Geboren bin ich vor Jahrtausenden.“³³

32 Ebd.

33 Beate Eder wählte diesen Vers als Titel für ihre Publikation: *Geboren bin ich vor Jahrtausenden ... Bilderwelten in der Literatur der Roma und Sinti*. Mit einem Vorwort von Erich Hackl, Klagenfurt/Celovec 1993. Das Gedicht Heredia Mayas wurde von Erich Hackl ins Deutsche übertragen: Erich Hackl, *Zugvögel seit jeher. Freude und Not spanischer Zigeuner*, Wien/Freiburg/Basel 1987, S. 12–14. Das spanische Original des Gedichts erschien in José Heredia Maya, *Camelamos naquerar*, Granada 1976, S. 14f.